

Westfälischer Anzeiger.

Dinstags den 28ten October 1806.

Sittengeschichte.

Ueber westfälische Beynahmen.

Jedes Jahrhundert hat seine Eigenheiten. Man vergleiche, was Westfalen angeht, das funfzehnte und achtzehnte; es wird sich der auffallendste Unterschied finden. Im ewig merkwürdigen XVten Jahrhundert war z. B. in der Grafschaft Mark und deren Nachbarschaft das allermeiste ganz anders, als jetzt. Anders die Fürsten u. Volksgewalt; anders die Landes-, die Städte- die Dorfsverfassung; anders die Geseßgebung und die Rechtspflege; anders das Kriegswesen zum Angriff und zur Vertheidigung; anders die Bevölkerung und die Lebensweise; anders der Anbau des Bodens und die Industrie; anders der allgemeine Wohlstand und die Glückseligkeit im Privatleben; anders die Begriffe von Religion und Ehre; anders die Grundsätze über Sitten und Vergnügungen; anders Sprache und Schrift; anders Wohnung und Kleidung u. s. w. — als gegenwärtig: dieß alles und manches dahin gehörige andere wird unserm Freunde Aschenberg in seinem angekündigten großen historischen Werke Gelegenheit zu freymüthigen, belehrenden und unterhaltenden Parallelen geben,

Westf. Anz. 17ter B.

wozu es wohl an einer Menge Materialien nicht fehlen kann.

Im Orient ist das nicht so, da ist seit Jahrhunderten alles geordnet, geregelt, fest und beständig; da vererbt sich ohne Zuthun oder Davonthun, was der Mensch weiß, kann und hat, will und ist, von den Vätern auf die Kinder. In China schritt seit einem Jahrtausend die Menschheit weder vor- noch rückwärts; es blieb, wie es war. Kehreten dort die längst Verstorbenen wieder, sie würden sogleich in ihren ehemahligen Wohnörtern zu Hause seyn und sie unverändert finden. Wie aber würde es unsern Vorfahren in diesem Falle gehen? Würden doch manche Eltern ihre Kinder nicht wieder kennen, die, seit jene todt waren, in Sitten, Lebensweise, Kleidung, Hausgeräthe u. s. sich umgewandelt haben, wie Insecten, die aus dem Larvenstande vollendete Schmetterlinge wurden. — Wenn aber vollends unsere Ahnen aus dem funfzehnten Jahrhundert ins Leben zurückkämen, wie durchaus würden sie ihre Nachkommenschaft in jeder Rücksicht verändert finden. So manches, das zu ihrer Zeit unschuldig, anständig u. erlaubt war, ist gegenwärtig beleidigend, niedrig und lächerlich. Man nehme nur z. B. den

kleinen Umstand, die Beynahmen; (Nachnahmen, Zunahmen).

Zwar trifft man sie unter allen Völkern, auf allen Stufen der Cultur — doch auf der einen häufiger, als auf der andern — vom hohen Alterthum herab, bis auf die neueste Zeit. Seltener werden sie von geistiger und sittlicher, als von physischer Vorzüglichkeit, and häufiger von Gebrechen und Mängeln, als von Vollkommenheiten entlehnt. Ehrennahmen sind seltener, als Schimpfnahmen. Zuweilen werden sie durch auffallend große, gute oder schlechte Gesinnungen oder Handlungen verdient; gemeinlich wurden sie zufällig bey unbedeutenden Anlässen und bloß aus Muthwillen angeheftet. An Einigen haften sie sogleich und leicht; an andern schwer oder gar nicht. Es gibt einzelne, wenige Personen, die das zweydeutige Talent besitzen, sie zu erfinden und in Gang zu bringen. Den übrigen gelingt es bey aller angewandten Mühe nicht. In einigen Beynahmen liegt viel, in andern erbärmlich wenig oder gar keine Wahrheit und Witz u. u.

Nie waren die Beynahmen in der Gr. Mark und der Nachbarschaft allgemeiner, als im XVten Jahrhundert u. in den Zeiträumen kurz vor und nach demselben. Von Steinen hat ein langes Verzeichniß derselben, welche damahls die hiesigen Adellichen führten, im IIIten Stück der B. G. S. 1192 flg. mitgetheilt. Er verdient sehr dafür Dank; sie geben Farben zum Miniaturgemälde der Sitten jener Zeit. Waren die höheren Stände so reichlich damit begabt, wie gemein wurden sie nicht unter den Bürgern und Bauern seyn. Diese ahmten ja immer so gern jene in allem nach, das auffällt und nicht viel kostet.

Beynahmen waren für jederman umsonst zu haben. Wer einmahl einen hatte, der achtete und behandelte ihn wie ein liebes Eigenthum. Sie waren so fest an seine Person, als der Lauf und Geschlecht. Nahme geknüpft. Wo diese genannt und geschrieben wurden, da fehlte auch der Beynahme nicht.

Es läßt sich begreifen, daß man sich Beynahmen gefallen ließ, die unschuldige, gleichgültige und muntere Ideen erregten; z. B. der Lange, der Kurze; der Dicke, der Dünne; der Weiße, der Rothe; der Rheinische, der Franzois; der Rasche, der Dreuste u. s. Allenfalls auch: Fagezu; Packan; Schnappm; Rothschwanz, Fuchs, Regeler; Spring ins Leben; der Greifer, der Weisser u. s.

Aber unvereinbar mit unsern Begriffen von Ehre, Sittlichkeit, Wohlstand, Lächerlichem u. s. w. ist es, daß man sich Beynahmen geben ließ und selbst gab, nicht nur im trauten Zirkel guter Freunde, sondern auch bey gerichtlichen Verhandlungen in Urkunden, die auf die Nachwelt kamen, — wodurch jenes Alles heutzutage äußerst würde verletzt werden. Wer würde z. B. jetzt selbst sein Haus Rauchloch (Rokoll) nennen? — Wer würde folgende Titel nicht nur von andern dulden, sondern sich sogar selbst beylegen? Duvel, Schudüvel, Sausaus, Blesse, Scheele, Dohse, fahle Kuh, Müttken, Pottshast, Hund, Kätkchen, Haase, Packstroh, Müllstroh, Pfeffersack, Zuckerfaß, Ziegenblatt, der Lolle, der Grobe, der Krumme, die (Miß)Plecke, u. s. w. u. s. w.

Welch eine andere Welt ist das, in der dies für gut galt und Sitte war; wie

durchaus von unserer Zeit verschieden! Haben sich die Sprache und die Begriffe so ganz umgewandelt? Sind diese Bepnahmen Wirkungen der äußersten Nothheit und eines gänzlichen Mangels an Ehrgefühl? Oder sind sie Zeugnisse einer Unschuld, einer Unbefangenheit, eines Frohsinnes und mancher geselliger Tugenden, die aus unserer Gegend entflohen sind, die wir weder ahnden noch nachempfinden können? Wahrscheinlich das letzte. — Jeder Mensch, jedes Factum, jedes Jahrhundert sind nur einmahl da auf der Erde. Bey mancher Ähnlichkeit, die sie mit ihres Gleichen haben, hat jedes unendlich viel an sich, das durchaus nur ihm gehört und mit nichts anderem verglichen werden kann. Wir können uns nie ganz in die Denkweise und Gefühle der Menschen, die in der Vergangenheit lebten, versetzen. Können wir es doch nicht jedesmahl in die unserer Freunde und Hausgenossen. Vielleicht hat auch jedes Volk, wie jeder einzelne Mensch, sein Kindes-, sein Knaben-, sein Jünglings- u. s. f. Alter. Noch jetzt gibt's im Knaben-Alter eine Periode, in welchen man mit Bepnahmen spielt. Vielleicht standen unsere Väter im XVten Jahrhundert auf dieser Stufe.

Im Jahrhundert der Bepnahmen (1381) listete Graf Adolph von Cleve sehr ernsthaft, seinen Becken- (Narren-) Orden. Das Diplom darüber steht im Codex des Diplom. zu Teschen m. An. S. 56. fig., und eine ausführliche Nachricht im Beddingenschen westfäl. Magazin. Er machte sich zum Großmeister und sechs u. dreißig Herren aus dem Cleve-Märkischen u. a. Adel zu Rittern. Sie trugen einen

Hanzwurf von Silber am Halse oder auf ihr Kleid gestickt. Jährlich wurde ein Ordensfest, General-Capitel, und ein feyerliches Hochamt für die abgeschiedenen Seelen der Ritter gehalten, neue Candidaten aufgenommen und das Ganze mit Essen, Spassen, Trinken u. s. beschlossen. Schwerlich würden unsere Potentaten eine solche Parodie auf ihre hohen Ritter-Orden dulden; kein Priester würde jetzt dazu die Messe lesen, kein Herr von Adel das Patent der Aufnahme annehmen und das Ordenszeichen tragen wollen. Graf Adolphs Stiftung und die Bepnahmen sind vorübergegangen und kehren nie wieder.

In den sogenannten gesitteten Ständen sind in unserm Zeitalter die Bepnahmen fast ganz verschwunden. Ehren-Namen, die in jedermanns Munde wären, hat sich, so viel man weiß, keiner unserer einheimischen Zeitgenossen (es ist von Wiffalen die Rede) bis jetzt zuwege bringen können. Dankbarkeit und Schmeicheley haben es zwar einigemahl — mitunter auch im W. Anz. — versucht, sie diesen oder jenen Herren und Damen zu verschaffen. Allein es hat damit nicht glücken wollen. Das Publicum hat die gepriesene Vortrefflichkeit nicht einsehen können, oder doch nicht so auffallend belohnen wollen. Mit den Eckelnahmen geht es schon besser. Unter dem Pöbel sind sie eine sehr kurrente Münze. Unter den Gebildeten werden sie täglich seltener. Der Adel wehret sie mit Pistolen und Degen, der gesittete Bürgerstand mit Injurien, Proceffen, der gemeine Haufe mit Repressalien, Gassen und Prügeln ab. — Im funfzehnten Jahrhundert, wie wir oben gesehen haben, war das anders, da vers

stand man, wie Yorick sagt, das Ding besser.

* * *

(Vor längerer Zeit eingesandt.)

Naturgeschichte.

Im W. A. No. 14. v. J. wird unter der Aufschrift: Naturgeschichte, eine nähere Bestimmung in Ansehung des Wahren und Falschen von dem fürchterlichen Giftbaume Boa Upas, oder besser Pohoön Upas, auf der Insel Java gefragt. Es wird vielen Lesern nicht unangenehm seyn, vorab einen nähern Bericht über diesen Baum zu empfangen.

Die wunderbare Geschichte seines Daseyns und seiner Wirkungen ist zuerst von dem Herrn N. P. Foersch mitgetheilt, welcher, zufolge eines Briefes von ihm an Herrn Heidinger, sich im Jahre 1774 als Wundarzt zu Batavia befand. Dasselbst empfing er verschiedene Nachrichten von dem Pohoön Upas, die ihm unglaublich schienen, weswegen er sich vornahm, sie selbst zu untersuchen. —

Versetzen mit einem Pässe vom Gouverneur general van der Parra reiste er hin, und kam bey einem Maleysischen Priester, welcher zunächst an dem unbewohnten Boden, ungefähr 15 oder 16 engl. Meilen von dem Baume entfernt, auf Befehl des Kaisers von Java wohnte, um die Missethäter, welche von diesem Baume Gift zu hohlen verurtheilt waren, daselbst zum Tode vorzubereiten. —

Der Ort, wo der Baum wächst, ist 27 deutsche Meilen von Batavia, 14 von Sonra Charta, und 18 — 20 von Dulja, dem jetzigen Residenzorte des Sultans von Java. Die Gegend ist mit hohen Bergen

und Hügeln umgeben, und der Boden derselben 10 — 12 Meilen weit dürr. Das Gift selbst ist ein Harz, welches zwischen dem Holze und der Rinde des Baums fließt. Missethäter allein, die zum Tode verurtheilt sind, hohlen es. Ihnen wird die Wahl gegeben, zu sterben oder nach dem Baume Pohoön Upas zu gehen. Sie wählen gewöhnlich letzteres; denn kommen sie zurück; so sind sie nicht allein frey von Strafe, sondern genießen auch lebenslang ihren Unterhalt. Man gibt ihnen eine silberne Dose, oder eine von Schildkrötenchale zur Aufbewahrung des Gifts mit, und zeigt ihnen, wie sie sich in Ansehung des Windes zu verhalten haben. Sie werden durchgehends von ihren Freunden und Blutsverwandten bis zur Wohnung des Priesters begleitet. Bey demselben bleiben sie nicht selten einige Tage, um einen günstigen Wind abzuwarten. In der Zeit bereitet sie der Priester durch Rath und Gebet zu ihrem bevorstehenden Schicksale.

Bei günstigem Winde gibt ihnen der Priester eine lange bis zur Brust herabhängende lederne Kappe, die mit gläsernen Augen versehen ist, und ein Paar lederne Handschuhe, und zeigt ihnen den Weg; jedoch kommen von 20 kaum 2 zurück. Der Baum steht, zufolge der Missethäter Nachricht, am Ufer eines Baches, ist mittelmäßiger Größe, und neben ihm stehen noch 5 — 6 jüngere Bäume. Uebrigens ist dorten nichts zu sehen, als ein dürrer, steinichter und mit Leichen besäeter Boden; denn während des dreißigjährigen Aufenthalts des Geistlichen an seinem Wohnorte waren über 700 Missethäter dahin

gesandt. Von der ersten Entdeckung des Baumes weiß man nichts.

So unglaublich es scheinen mag, sagt Herr Foersch, ist es sicher, daß 15 bis 18 Meilen um diesen Baum herum nicht allein kein Mensch leben kann, sondern daß man in diesem Bezirke kein lebendiges Geschöpf entdeckt; kein Fisch wird im Wasser, keine Ratte oder Maus oder ein anderes Thier auf dem Boden gesehen; selbst die sich dem Baume zu sehr nahenden Vögel fallen todt zur Erde; kein Gras, keine Pflanze wächst da; nichts ist da, als ein brauner Sand voller Steine.

Das Gift wirkt sehr schnell. Der Kaiser verkauft dasselbe, und es bringt ihm viel Geld ein. Die Einwohner tunken die Spitze ihrer Waffen darin, und die Missethäter werden damit getödtet. Mit einer Lanzette wird ihnen das Gift in die Brust gestoßen, und in wenigen Minuten sterben sie in der schrecklichsten Todesangst. Wenige Stunden nach ihrem Tode sind sie voll blauer Flecken, ihre Angesichter aufgeschwollen und bleifarbig, und ihre Augen gelb.

Dies ist das vorzüglichste, was Herr Foersch von dem Baume Pohoön Upas meldet, woraus alle andere Nachrichten dieses Baumes scheinen hergenommen zu seyn.

Daß in der Geschichte dieses Baumes auffallend durchstrahlende Wunderbare müßte schon den Naturforscher in Ansehung des Berichts einer einzelnen Person, welcher durch keine andere Nachrichten befestigt wird, mißtrauisch machen. Doch in dem Berichte selbst ist ein noch auffallenderer Widerspruch. So unglaublich es scheinen mag, sagt Hr. F., ist es sicher, daß 15 — 18 engl. Meilen um diesen Baum herum kein

Mensch leben kann, und doch läßt er den Priester in einer Entfernung von 15 oder 16 Meilen von diesem Baume wohnen, 30 Jahre lang wohnen, die Freunde und Blutsverwandten der Missethäter selbige bis zur Wohnung des Priesters begleiten, und öfters einige Tage mit ihnen bleiben.

Was der Hr. F. von der Wahl meldet, die den Missethättern gegeben wird, zu sterben oder nach dem Giftbaume zu gehen, streitet durchaus gegen die despotische Gewohnheit der morgenländischen Fürsten, welche nicht gewohnt sind, Complimente mit ihren Unterthanen, vielweniger mit dem zum Tode Verurtheilten zu machen.

Außer diesen Anmerkungen, welche zum wenigsten diesen Bericht sehr unwahrscheinlich machen, hat überdies der Hr. Palm am 12ten Nov. 1785 sich unmittelbar durch einen Brief an den Kaiser von Java gewendet, um einige zuverlässige Nachrichten von dem Daseyn dieses Baumes zu erhalten, welcher dem Hrn. Palm geantwortet hat, daß ihm ein solcher Baum ganz unbekannt sey, und er nie etwas davon gehört habe, aus welchem offenkundigen Berichte die Sache selbst um so zweifelhafter wird.

Hierbey versichert Hr. L. Nolf, Medic. Doct. und Mitglied der batavischen Gesellschaft der Experimental-Philosophie zu Rotterdam in einem Berichte, worin er die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Geschichte des Giftbaums anzeigt, ausdrücklich, daß gemelter Wundarzt F. nicht im Jahre 1774, wohl aber in spätern Jahren zu Batavia gewesen sey.

Wenn man dies alles in Erwägung zieht, so scheint es, daß der Bericht des Hrn. F. nicht viel wahrscheinliches für sich habe,

und viel eher als gegen die Natur streitend zu verwerfen s. v. Auch Hr. Moscartney hält die Nachricht des Hrn. F. für unglaubwürdig.

Auf welchem Grunde Hr. Kant davon spricht, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich wird er seine Nachricht aus der des Hrn. F. genommen, und sich darin, wie mehrere Schreiber, betrogen haben.

Es gibt jedoch Giftdäume, aber solche tödtende, die Stunden weit wirken, sind nirgends. Von der Caju Upas oder Toxicaria auf Makallas wird viel gesprochen; doch so lange man keine sichere Nachrichten davon hat, ist daran sehr zu zweifeln.

Man findet in den Gärten der Liebhaber bisweilen Giftdäume. Der Blumist van Brakel zu Utrecht hatte einen, dessen Wirkung sehr sonderbar war. Zwey Knechte mußten ihn im Frühjahr mit dem Kübel, worin er stand, in den Garten tragen. Bald darauf fielen dem einen Knechte die Haare aus, die Zähne wurden ihm los im Munde, und er war einige Tage so schwach, daß er nicht gehen konnte. Der andre Knecht hingegen spürte davon nicht den geringsten Nachtheil.

Sevenaer.

H....

Gute Beyspiele.

Ein Fortschritt zum Bessern ohne Geräusch.

Die Mitglieder der General-Superintendentur zu Göttingen fühlten vor mehreren Jahren das Bedürfnis des verbesserten Kirchengesangs. Sie suchten demselben abzuhelfen, ohne ihren Gemeinen große Kosten zu verursachen und dem Partheygeiste Nahrung zu geben. Sie sammelten die besten neuen Lieder, und gaben sie, nach einge-

holter Approbation des Consistoriums zu Hannover, als Anhang zu dem braunschweigisch-lüneburgischen Gesangbuche heraus. Der Preis des in Papp gebundenen Anhangs war 2 ggr. In den Schulen gebrauchte man ihn bey den Andachtsübungen als Stoff zur Gedächtnißbildung und als Leitfaden bey dem catechetischen Unterrichte. Für die armen Kinder wurden aus öffentlichen Fonds und von edel gesinnten Jugendfreunden die nöthigen Exemplare angeschafft. Die Presbiter ließen bey den sogenannten Kinderlehren in der Kirche und bey den Confirmationss-Feyerlichkeiten aus dem Anhange fügen. Dieses Verfahren brachte unbemerkt das Buch in die Hände und zur Kenntniß der Eltern u. des großen Publicums. Keine Stimme erhob sich gegen diesen Gebrauch des Buchs. Den Kindern wurde es theuer durch den täglichen Gebrauch; die Gebildeten und Einsichtsvollen schätzten es wegen seines Inhalts; die Eltern freuten sich über die Fortschritte ihrer Kinder in religiösen und moralischen Kenntnissen, die sie der Einführung des Buchs in den Schulen verdankten; selbst auf die Neuerungsfeinde und auf die Verehrer und Wächter des alten kirchlichen Lehrbegriffs machten die rührenden Wechselgesänge bey der Confirmation und die Kraft der Wahrheit und der Harmonie einen solchen Eindruck, daß sie ihren Eifer für das Alte unterdrückten. Nach einem solchen Erfolge der angewandten Maßregeln durfte man einen Schritt weiter gehen. Man schenkte den dürftigsten Familien die Bücher, und ließ von Zeit zu Zeit, aber noch selten, bey den Gottesverehrungen aus denselben fügen, welches um so leichter geschehen konnte, da man die besten Melodien des alten Gesangbuchs beybehalten hatte, und die jungen Zuhörer mit

den Liedern genau bekannt waren. Auf diesem Wege gelang es den Predigern, ohne Widerspruch und Unannehmlichkeiten zu erfahren, das alte Lieberbuch nach und nach zu verdrängen, zumal, da es allmählig vergriffen wurde. Die beschriebenen Processen wurden aber alle in der Stille vorgenommen. Verdient diese Art, ein neues Gesangbuch einzuführen, Beyfall und Nachahmung?

Lsch.

Dsch.

Nützliche Schriften.

Folgende kleine Schrift, welche in der landwirthschaftl. Zeitung No. 32. dieses Jahres sehr empfohlen wird, verdient hier angezeigt zu werden:

„Die Kunst, in vier und zwanzig Stunden ein Feldmesser zu werden, oder die Kunst: Felder, Wiesen und Teiche zu messen, und ihre Größe zu berechnen. 10. 10. Halle bey Hammerbe u. Schweitzke 1806. Preis 4 Ggr.“

Diese kleine Schrift, heißt es in der landwirthsch. Zeitung S. 381., ist sehr zweckmäßig geschrieben, und entspricht ihrem Titel völlig; sie ermuntert jeden Grundbesitzer, sein Eigenthum selbst zu vermessen, und belehrt ihn, daß es keine geheimnißvolle und kostbare Kunst sey, sondern daß dazu nur gesunder Menschenverstand und die in niedern Schulen zu erlernende Rechenkunst erfordert werden. Mit einigen Stäben und einer Maßschnur kann man nach ihrem Unterrichte eben das erreichen und leisten, wozu man sonst die kostbarsten Instrumente nöthig zu haben glaubte. Es ist daher die allgemeine Bekanntwerdung und Einführung dieser kleinen Schrift sehr zu wünschen. S.

Antwort

auf die Anfrage in No. 75.

Ein Mittel zur Vertilgung der Heimgen oder Gyllen.

Man kocht 12 Loth trockene Erbsen u. reibt sie zu Brei; dann reibt man 6 Loth Quecksilber mit 1 Pfund Schweinefett, bis kein Kügelchen davon zu sehen ist, und mengt dieses nebst etwas Speisöl mit dem Erbsenbrei zusammen. Diese Mischung wird von den Thierchen gern u. zu ihrem Unglück gefressen, und bringt keine Gefahr wie andere Mittel, z. B. Arsenik mit Fett und Zucker u. andere dergl.

Miscellen.

Etwas über Volks-Wahlen.

Es ist bekannt, daß es in manchen Gemeinden bloß von der Willkür des Volkes oder dessen Repräsentanten abhängt, die erledigten Pfarrstellen wieder zu besetzen. Einseher mißgönnet zwar keinem Menschen sein Recht; indeß glaubt er nicht zu irren, wenn er dafürhält, daß es überhaupt zweckmäßiger sey, wenn geistliche Stellen allein und ausschließlich von der competenten geistlichen Behörde vergeben würden, und zwar auf eine solche Art, daß jedesmahl dabey auf jene Subjecte Rücksicht genommen werde, welche in Beziehung auf die zubesetzende Stelle, nebst anzeigender Geschicklichkeit, auch die angemessensten sonstigen Eigenschaften an sich haben. Denn wer weiß es nicht, daß in den Gemeinden gewöhnlich mehr als Eine Parthey, und statt Gemeinfinn vielmehr der Geist des Widerspruches herrscht, sonach in den meisten Fällen die vorkommenden Wahlen ein Product der Cabale sind, wobey man seinen Eigensinn oder Eigennutzen zu befriedigen trachtet.

Sollten jedoch solche Gemeinden ihr Verordnungs-Recht behalten: so wäre zu wünschen, daß bey eintretenden Wahlen eine geistliche Person von Ansehen, Einsicht u. Reichthum den Vorsitz führe, und das ganze Geschäft seinem Zwecke gemäß gehörig leite. Um die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung einzusehen, braucht man nur zu betrachten, daß es in den meisten Gemeinden außer wenigen nur solche Menschen gibt, welche nicht im Stande sind, die Eigenschaften eines Pfarrgeistlichen in ihrem Umfange zu kennen und zu beurtheilen. Da ist's denn leider meistens ein sogenannter Zufall, wenn eine Gemeinde vermittlest solcher Wahlen einen tüchtigen Pfarrer oder sonstigen Geistlichen bekommt. Darf man aber solche Wichtigkeiten vom Zufalle abhängig seyn lassen? Sollte man nicht in der wichtigsten Sache der Volksbeglückung durch Erziehung und Religion solche Einrichtungen machen, daß dieser große Zweck, welcher in den Plan der Ewigkeit verwebt ist, auf die bestmögliche Weise erreicht werde? Wann — o wann wird man es allgemein begreifen, was Jesus sagte: „Suchet vor allem das Reich Gottes, welches euch reine, unsterbliche Selbsterhaltung gewährt!“

—*—

Heirathsanzeige.

Unsere am 14ten d. zu Menge vollzogene eheliche Verbindung machen wir hierdurch allen unsern Verwandten, Freunden und Bekannten ergebend bekannt.

Berl den 21sten Oct. 1806.

Fr. N. Sauer, med. Doct.
El. Sauer, geb. Henning.

Dortmund, in der Exped. des Westf. Anzeigers.
(Buchdruckerey und Buchhandlung der Gebrüder Mallinckrodt).

An die Herren Kohलगewerker.

Die Aurbacher und Elementshütten-Gewerkschaft wünscht vorläufig, auf 10 bis 14,000 Centner Brauch abgeschwefelte Stützohlen zu contractiren. Diese Brauch müssen aber vollständig rein abgeschwefelt seyn, in größeren Stücken bestehen, und frey bis Ruhrort geliefert werden. Wird die Waare gut und preiswürdig gefunden, so dürfte in der Folge der Contract auf eine noch merklich größere Quantität gestellt werden.

Der oder diejenigen Herren Kohलगewerker, welche darauf zu entziren Lust haben, belieben sich baldmöglichst in frankirten Briefen und mit genauer Bestimmung des Preises per Centner, frey Ruhrort, zu melden bey

Den 23ten Oct. 1806.

W. A. Schenck,
Pastor zu Hagen.

Verpachtungsanzeige.

Ein ansehnliches und einträgliches Landgut, bestehend aus 120 Morgen Ackerland, 30 Morgen Buschen, 17 1/2 Morgen Wiesen, nebst Fischerey, Jagd, Schlüssel und sonstigen Holzgerechtigkeiten auf den benachbarten Gemarkungen, steht gegen annehmbare Bedingungen, worunter vorzüglich diese ist, daß bey Bezahlung der Hälfte der Kaufsumme die andere Hälfte 6 Jahre lang gegen 4 Procent haften bleiben kann, zu verkaufen. Kauflustige können den Plan des Gutes, so zwischen Düsseldorf u. Kaiserswerth nahe am Rhein liegt, so wie auch die übrigen Bedingungen bey unterschriebenem einsehen, und Auswärtige auf ihre schriftliche Anfrage die geeignete Auskunft erhalten bey

J. Müller,
öffentlicher Notar in Düsseldorf.

Marktpreise.

in Berliner Scheffeln und Berl. Courant.

Herdeke den 20sten October 1806.

Weizen	3	Rthr.	12	Ggr.
	(3)			
Rooggen	2	—	21	—
	(2)		18	—
Gerste	1	—	22	—
Hafer	1	—	1	—